

Stephan Braun

Raffaele Carbone
Rapido nach Ronsdorf

Milltown Media Verlag

1. Auflage

Druck & Gestaltung: Milltown Produktion Wuppertal

Umschlaggestaltung: Carsten Czanderna

© 2015 Milltown Media Verlag

Made in Germany

ISBN 978-3-9817445-1-4

Milltown Media Verlag

Vorwort

Mit Raffaele Carbone habe ich eines gemeinsam: Das Jahr 1969 war für uns beide ein besonderes Jahr. Ich bin in diesem August geboren und Raffaele hat sich einen Monat später von Kalabrien nach Deutschland aufgemacht.

Als ich vor zehn Jahren von Düsseldorf nach Ronsdorf in die Remscheider Straße zog und im April (es lag tatsächlich noch Eis und Schnee) zusammen mit Carsten Czanderna unsere Wohnung renovierte und einrichtete, kam ich an diesem kleinen, italienischen Restaurant, vier Türen neben uns, vorbei und erinnerte mich sofort an die schönen kleinen Pizzerien in Italien. Meine Mutter ist italienischer Abstammung und somit liegt mir die Sympathie für das einmalige Land im Süden Europas im Blut.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich im Renovierungsstress eines Abends dort einkehrte und dieser netten Frau, es war Giorgina Carbone, sagte: „Wir wohnen jetzt hier und sehen uns hoffentlich noch oft!“

Wir wurden so herzlich begrüßt und so Willkommen geheißen, dass Carsten und ich wussten, dass wir uns

hier in Ronsdorf sicher wohlfühlen werden.

Jahre später, wir waren inzwischen familiäre Stammgäste des L'Ancores, erzählte Raffaele, dass er einmal seine Lebensgeschichte aufschreiben wolle. Als Journalist und Autor fand ich diese Aufgabe reizvoll und fortan verabredeten wir uns, damit Raffaele seine Geschichte in mein Mikrofon erzählen konnte.

Herausgekommen ist dieses kleine und schöne Buch, dass Ihnen einfach erzählen möchte, wie ein Italiener nach Deutschland kommt, um hier sein Glück zu suchen und vor allem auch zu finden. Jemand, bei dem wir nie das moderne Wort „Integration“ gebrauchen würden, weil er einfach mit seiner Familie zu Ronsdorf gehört, wie das Bandwirker Denkmal.

Es ist mir eine Ehre diese Geschichte nun, in seinem Namen, zu erzählen. Dabei habe ich nichts ausgeschmückt, nichts dramaturgisch ergänzt oder spannender dargestellt, als es wirklich war. Ich bin mir aber dennoch sicher, dass Sie viel Freude an „Rapido aus Ronsdorf“ haben werden.

Daher übergebe ich nun das Wort an unseren Hauptdarsteller: Raffaele Carbone.

Ihr
Stephan Braun

1. Kapitel Auf nach Deutschland

Die immer weiter fortschreitende Industrialisierung hat in den 50er und 60er Jahren meiner Heimatregion Kalabrien keinen Segen gebracht. Während im Norden und in der Mitte Italiens zahlreiche Touristen mit ihren VW-Käfern, DKWs, Borgwards oder Opel Rekords die Strände und Großstädte regelrecht übervölkerten, wurde die Kluft zwischen Arm und Reich in meinem Land immer größer. Spülten Deutsche, Schweizer, Österreicher und Franzosen mit ihren Devisen mehr und mehr Geld in die Kassen, vereinsamten die Städte im Fuße Italiens zusehends. Kalabrien wurde dabei immer ärmer.

Mein Vater Nicola war Arbeiter. Er begann im Alter von 19 Jahren Steine zu schleppen und Sand zu transportieren. Alles ohne technische Hilfsmittel und nur mit seinen Händen. Ein Knochenjob. So wie er arbeiteten damals viele. „Materiallager“ nannten sie ihre Arbeitsstätte, von wo aus die Baustoffe auf LKWs geladen und dann zu den Baustellen geschafft wurden. Andere ver-

suchten sich in der Landwirtschaft. Sie bauten an, was in der Hitze und den langen Sommerphasen anzubauen möglich war. Dies hatte den Vorteil, dass sie ihre Familien und sich selbst ernähren konnten. Wer über kein entsprechendes Grundstück verfügte, der arbeitete bei Bauern oder einigermaßen gut betuchten Nachbarn.

Früh war mir klar, dass ich nicht bis zum Ende meines Lebens Häuser bauen oder Steine schleppen wollte. Meine Liebe galt den Motoren. Besonders Motorräder hatten es mir angetan. Vielleicht war es der Wunsch schnell weit wegzukommen aus der Armut der Zeit. Vielleicht die Sehnsucht nach der Großstadt mit ihrem Tempo und den Chancen. Was auch immer es war, von Motoren war ich fasziniert.

Mit fünfzehn Jahren verließ ich die Schule. Ich hatte es gerade bis zur fünften Klasse gebracht, als ich das Gefühl hatte: Für die Schule habe ich kein Talent.

Mich reizte das Arbeitsleben. Praktisch wollte ich an die Dinge rangehen. Und so war ich im Jahr 1966 der Meinung, ich hätte genug über Mathematik oder Geschichte gelernt. Mehr brauche man nicht. Schließlich war es für mich wichtiger zu wissen, wie man Zylinderköpfe, Ventile, Nockenwellen und Kolben ausbaut und repariert. Dazu musste ich nicht wissen, wann und wo sich Napoleon als revolutionärer Diktator und Kaiser ausgetobt hat. Oder warum A -Quadrat plus B -Quadrat unbedingt C -Quadrat sein musste. Ich wollte Automechaniker werden!

Als ich die Schule verließ, versuchte ich meinen Traum zu verwirklichen und lernte. Eineinhalb Jahre lang. Während dieser Zeit konnte ich meine Kenntnisse über die Technik von Motoren schnell vergrößern. Es verging keine lange Zeit, als ich bereits den ersten kleinen Traktor reparieren konnte. Doch obwohl mir der Beruf und das Berufsleben als solches viel Spaß gemacht hatten, war ich dennoch unzufrieden. Ich merkte, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Lehre, Lernen, Beruf - das alles ohne vernünftige Schulausbildung war schwer. Mehr als einmal hatte ich in dieser Zeit das Gefühl: Ohne Schule kommt man nicht weiter.

Und so stand ich erst einmal ohne vernünftige Arbeit, ohne Job, ohne richtige Aufgabe da.

Mein Onkel war es schließlich, der sagte: „Wenn Du jetzt nicht als Automechaniker arbeitest, dann mach was anderes! Aber nichts tun, geht nicht!“

Er selber war gelernter Maurer. Hatte zunächst in Italien und dann in Frankreich gearbeitet, bis er wieder zurückkam.

Bereits um 1900 waren viele meiner Landsleute nach Amerika ausgewandert. Vom Anfang des Jahrtausends bis zum Beginn des ersten Weltkrieges sind fast neun Millionen Menschen emigriert. Die meisten von ihnen gingen in die Vereinigten Staaten.

In den 60er Jahren haben dann viele Italiener, südlich von Rom, aus den Regionen Kampania, Basilikata, Kalabrien, Sizilien, Apulien, Sardinien ihre Heimat verlas-

sen um anderswo Arbeit zu finden.

Wie mein Onkel gingen einige Menschen nach Frankreich. Andere in den 60er Jahren auch nach Mailand, weil es da viel Industrie gab und man dort in der Lombardei arbeiten wollte. Natürlich auch nach Turin, schon allein, wegen der großen Fabriken der Firma Fiat. Mit der Popularität der Autos, stieg die Nachfrage enorm. Besonders im Zeitraum der Produktion des Fiats 124 im Jahre 1966, der sich für die Firma als Verkaufsschlager entpuppte, wurden viele Arbeitskräfte gebraucht und gesucht.

Die meisten Menschen, die in der Ferne eine neue Heimat gefunden hatten, sind dort geblieben. Und somit schrumpfte die Bevölkerungszahl im Süden immer mehr, wovon sich die sechs südlichen Regionen nie mehr richtig erholt hatten. Kalabrien ist heute noch die ärmste Region Italiens. Niemals konnte dort eine geeignete Industrie aufgebaut werden. Auch die Arbeit für alle Menschen in der Landwirtschaft hat im Laufe der Zeit Schaden genommen. Jeder kleine Bauer verfügt über kleineres oder größeres technisches Gerät. Jeder hat seinen Traktor. Vieles geht mit Maschinen. Die einfachen Arbeiter, die lange auf den Feldern gearbeitet haben, wurden an vielen Stellen darum nicht mehr gebraucht.

Aufgrund der Perspektivlosigkeit in meinem Leben entschied ich mich für eine Maurer-Lehre. Auch ein wenig gedrängt und beeinflusst durch meinen Onkel. Als ich ein halbes Jahr lang nun unter anderem Wände

mauerte und Fundamente setzte, besuchte uns Filardo, der Cousin meines Vaters. Er lebte schon einige Zeit in Deutschland und wurde seinerzeit, wie viele andere auch, vom Schwager meines Schulfreundes Salvatore Vecchie dazu ermuntert.

Filardo erzählte mir von dem großen, fernen Land, das nach dem Krieg und den Wirtschaftswunderjahren dringend Arbeitskräfte suchte. Und da ich schon als Kind immer gesagt habe: „Irgendwann gehe ich nach Deutschland!“, stand mein Entschluss hier fest.

Mit 16 Jahren bekam ich schon einmal einen kleinen Vorgeschmack auf die große, weite Welt. Um als Schweißer zu arbeiten, lebte ich drei Monate bei meiner Cousine in Bologna. Für mich war das eine Weltstadt. Fast fünfhunderttausend Menschen zählte die Metropole der Region Emillie-Romagna. Wenn ich dort nur von einer Straßenseite auf die andere wechseln wollte, sah ich so viele Menschen, wie bei uns im ganzen Dorf in Kalabrien nicht.

In dieser Firma stellten wir Stühle und Schränke für Banken her. Keine einfache Arbeit, und so kam ich nach 12 Wochen wieder zurück nach Hause.

Hier machte ich also meine Maurer-Lehre, bis ich eines Tages zu meinem Chef ging und sagte: „Maestro Gino, ich werde Italien verlassen!“

Doch der fragte nur: „Bist Du verrückt? Du lernst doch gerade und wenn Du noch zwei Jahre hier bleibst,

dann wirst Du viel können!“

Er sah, dass ich bereits viel konnte und scheinbar auch talentiert war.

Alles Reden half nichts, ich lies mich nicht beirren. Ich bat ihn, mir eine Bescheinigung auszustellen, dass ich bei ihm in der Lehre gewesen war.

„Das kann ich gerne machen!“, sagte er, „Aber das wird Dir nicht helfen! Du kannst ja noch nicht mal Deutsch!“

Ich wusste in diesem Moment, dass er Recht hatte, aber auch das brachte mich nicht von meinem Gedanken ab. Selbst als mein Meister mir erzählte, dass er selber eine Zeitlang in Frankfurt gelebt hatte und das Geld auch dort nicht auf den Bäumen wächst, hielt ich an meinem Plan fest.

Zusammen mit meinem damaligen Kameraden Antonio sollte es nun raus der Armut, in eine bessere Welt gehen. Mein alter Schulfreund Salvatore, der bereits seit 1996 in Deutschland lebte, schrieb mir in einem Brief: „Kommt nach Wuppertal. Hier gibt es Arbeit genug! Ich habe auch Zimmer für euch, wo ihr wohnen könnt!“ Und spätestens seit diesem Brief, gab es für Antonio und mich kein Zurück mehr.

Am Abend vor meiner Abreise war die Stimmung zu meiner Überraschung relativ normal. Natürlich waren meine Eltern nicht begeistert, dass ich die Heimat verlassen wollte. Meine Schwester Rosina war bereits im Jahr 1956, direkt nach ihrer Hochzeit, mit ihrem Ehemann nach Australien ausgewandert. Ich war damals gerade

mal fünf Jahre alt. Dennoch merkte ich schon damals, wie schwer meiner Mutter die Trennung fiel. Was für eine Mutter auch selbstverständlich ist. Sie hieß Maria und war eine richtige Hausfrau. Während mein Vater täglich seiner Arbeit nachging, sorgte sie für das Haus und die Familie. Auch wenn sie nur ein Meter fünfundfünfzig groß war, war ihr keine Arbeit zu schwer, und dank ihrer Freude an der Gartenarbeit, war sie von einer robusten Gesundheit.

Wir packten also meinen kleinen Pappkoffer, damit ein Tag später die Reise losgehen konnte. Stolz fünfzigtausend Lire hatte ich zusammen gespart. Für mich damals ein kleines Vermögen. Hiermit und mit meinem kleinen Koffer sollte am 26. September 1969 das Abenteuer tatsächlich beginnen.

Zusammen mit Antonio betrat ich den Vorraum des Bahnhofs in Rosarno. Es war ein kleiner Flachbau auf der Via Stazione, dessen karge Fassade heute noch fast unverändert so aussieht, wie an dem Tag, als ich meine Reise ins Ungewisse antrat.

Wir sagten dem Mann am Schalter, dass wir gerne nach Deutschland fahren wollten. Genauer gesagt, nach Wuppertal. Der Bahnmitarbeiter suchte in seinem Kursbuch und fragte uns „Welches Wuppertal? Es gibt mehrere!“

Wir waren einigermaßen ratlos. Wir wussten von Salvatore nur „Wuppertal“.

„Welches Wuppertal gibt es denn?“, fragten wir zurück.